

Abonnement: für Berlin vierteljährlich 6 M. 75 P., für das deutsche Reich und ganz Oesterreich 9 M. incl. der Postbeförderungsgebühren. Bestellungen nehmen an die Expedition, W. (8), Mohrenstraße 59, und sämtliche Postanstalten.

National-Zeitung.

Inserate. — Die Beilagen: Morgen-Ausgabe 4. gepaltes 40 P. Columnen resp. deren Theile 300 M. u. f. w. Abend-Ausgabe 3. gepaltes 60 P. — Kellern 3. gepaltes 1 M. 50 P. — Columnen 450 M. u. f. w.

Inhalt.

Deutschland. Berlin: die Befestigung der Maaslinie: Aufstand in Bulgarien, Reichstags-Sitzung; die Kappeler Anträge; Stichwahlen; Centralfraktion und die Jacobinischen Deputierten; Rußland und Frankreich; Steuern aus den stehenden Gefällen in Schleswig-Holstein; die Schrift des Professor Lazarus; Reise des Herrn v. Bessers nach Berlin; die Spionengeschichte der „Row. Br.“
Italien. Rom: zur Ministerkrise.
Ungarn. Budapest: die Reichstags-Sitzung.
Österreich. Wien: die Reichstags-Sitzung.
Belgien. Brüssel: die Reichstags-Sitzung.
Frankreich. Paris: die Reichstags-Sitzung.
England. London: die Reichstags-Sitzung.
Spanien. Madrid: die Reichstags-Sitzung.
Portugal. Lissabon: die Reichstags-Sitzung.
Schweden. Stockholm: die Reichstags-Sitzung.
Norwegen. Christiania: die Reichstags-Sitzung.
Dänemark. Kopenhagen: die Reichstags-Sitzung.
Finnland. Helsinki: die Reichstags-Sitzung.
Litauen. Wilna: die Reichstags-Sitzung.
Polen. Warschau: die Reichstags-Sitzung.
Ungarn. Budapest: die Reichstags-Sitzung.
Österreich. Wien: die Reichstags-Sitzung.
Frankreich. Paris: die Reichstags-Sitzung.
England. London: die Reichstags-Sitzung.
Spanien. Madrid: die Reichstags-Sitzung.
Portugal. Lissabon: die Reichstags-Sitzung.
Schweden. Stockholm: die Reichstags-Sitzung.
Norwegen. Christiania: die Reichstags-Sitzung.
Dänemark. Kopenhagen: die Reichstags-Sitzung.
Finnland. Helsinki: die Reichstags-Sitzung.
Litauen. Wilna: die Reichstags-Sitzung.
Polen. Warschau: die Reichstags-Sitzung.

* Berlin, 4. März.

Die Befestigung der Maaslinie.

In der belgischen Abgeordnetenkammer hat in den letzten Tagen Herr Frère-Orban, der hervorragende Staatsmann Belgiens, die Absicht der Regierung, die Maaslinie zu befestigen, zum Gegenstand einer Interpellation gemacht. Er suchte nachzuweisen, daß diese Befestigungen nutzlos und wirkungslos, daß sie sogar für die Sicherheit des Landes gefährlich seien. Wenn in gewöhnlichen Zeiten, so äußerte sich der liberale Gruppierung, es schwer ist, der Bevölkerung auch nur die notwendigsten Mittel zur Landesverteidigung abzugewinnen, so findet in Zeiten, wo der Horizont sich verdunkelt, leicht eine entgegengesetzte Ideenverbindung Eingang. Herr Frère-Orban unternahm es, den von Thiers aufgestellten Satz, daß Belgien in Zukunft die Pforte sein würde, durch welche die Kriegshere Deutschlands und Frankreichs aufeinanderprallen werden, als veraltet und überholt darzulegen.

Man konnte von dem Staatsmann, der die Herstellung des großen belgischen Lagers von Antwerpen durchgesetzt hatte, kaum andere Haltung erwarten. Denn die Befestigung der Maaslinie — es handelt sich dabei namentlich um Lüttich und Namur — ist auf eine wirkliche Verteidigung des Landes berechnet. Der Gedanke, welcher der Anlage der Antwerpener Befestigungen zu Grunde lag, ist im Wesentlichen doch der Verzicht auf Widerstand, der Rückzug von König und Regierung in eine außerhalb der Strohlinie der gewaltigen Gegner gelegene Zufluchtsstätte und des Abwartens, bis der Sturm sich verzogen hat. Denn die Bedrohung eines Belgien durchziehenden Heeres von Antwerpen her ist nicht viel mehr als eine Redensart; die vielgerühmte „Flankenstellung“, welche dem belgischen Heere zugeschrieben wird, ist eine zweischneidige Sache. Bestenfalls würde die belgische Armee ihr Land wieder zurückerobern können, nachdem sie es bereits aufgegeben hatte. Wie weit bei der Stellungnahme Frère-Orbans das Interesse von Lüttich mitsprach, dessen langjähriger parlamentarischer Vertreter derselbe ist, mag dahingestellt bleiben.

Der Kriegsminister General Pontul betonte nachdrücklich gegenüber der Befestigung Frère-Orbans, daß Belgien eine Armee von 130 000 Mann in das Feld stellen könne, die Revision der Milizen verbünde das Militärgesetz. Es fehle daher in keiner Weise an Streitkräften, um die neuen Befestigungen zu besetzen, insofern handle es sich nicht um besetzte Lager, sondern um Brückenköpfe zur Wahrung der Maasübergänge, um Stützpunkte für Kriegsoperationen. Bereits im Augenblick seien Lüttich und Namur befestigt, nur seien die Werke daselbst veraltet und überflügelt; es handle sich nur darum, an die Stelle von unbrauchbar gewordenen, Werke zu setzen, die thatsächlich widerstandsfähig sind. Wenn die Maas angemessen befestigt ist, so würde keine Armee wagen, das Land zu durchziehen ohne sich vorher einiger Festungswerke zu bemächtigen. Es würden also Belagerungen nötig und diese Nothwendigkeit entziehe gerade den Kriegführenden den Vortheil, welchen ihnen ein rascher Zug durch Belgien bringen könnte. Belgiens Neutralität, so setzte dann der Finanzminister hinzu, muß nicht nur aufrecht und loyal, sie muß auch stark sein. Deutschland und Frank-

reich haben unsere Pläne gebilligt und alle Garantien bekräftigt. Man dürfe nie vergessen, daß Belgien auf einer der größten europäischen Einbruchsstellen liegt — es muß wählen ob es Schlachtfeld werden oder Barriere sein will.

Man kann die Gesichtspunkte, welche von beiden Ministern entwickelt wurden, nur vollständig billigen und im Interesse Belgiens und des europäischen Friedens und Rechtszustandes eine baldige Ausführung jener Pläne erhoffen. Es ist gut bezeugt, daß Deutschland in Brüssel wie in Bern die vorbehaltlose Erklärung abgegeben hat, daß es die Neutralität der betreffenden Länder vollständig zu achten entschlossen ist. Wir wissen nicht, ob Frankreich gleichfalls entsprechende Erklärungen abgegeben hat. Wenn indessen gegen Wünsche und Hoffen Frankreich den Rechtsboden des Frankfurter Friedens verlassen wollte, eines Friedens, den es vor noch nicht langer Zeit geschlossen hat, auf den hin das Land geräumt und die Festungen ihm zurückgegeben wurden, so ist nicht abzusehen, wie es sich um die Neutralität Belgiens viel bekümmern würde, die einer ihm viel ferner liegenden Rechtssphäre angehört. Ueber die strategische Bedeutung des Belages von Belgien in einem nächsten Kriege mag gestritten werden. Aber eine politische und eventuell finanzielle Bedeutung wäre sicher damit verbunden, ganz abgesehen von den Schrecken der Invasion, die der belgische Minister mit grellen Farben gemalt hat. In Belgien wird man es sich wohl überlegt haben, wie die Lage des Landes sein würde, fände es sich nach einem langen unentschiedenen Ringen der beiden Gegner in den Händen der Franzosen, deren Sprache einen so großen Einfluß dort hat, die beständig daran arbeiten, eine französische Partei im Lande zu organisieren. Es gilt deshalb vor Allem auf die eigene Kraft zu bauen. Diese wird dem Lande in ersten Zeitläufen auch am ehesten Bundesgenossen zuführen.

Ist England ein solcher Bundesgenosse? Es galt das lange als ein Glaubensartikel in Belgien, wie im übrigen Europa; auch ist die Herstellung des belgischen Lagers von Antwerpen nur aus dem Gesichtspunkt begreiflich, unter allen Umständen den Besitz des belgischen Heeres mit den die See beherrschenden Engländern zu sichern. Neuerdings wird von englischen Politikern mit wachsendem Skeptizismus über die Verpflichtungen Englands, für die belgische Neutralität einzustehen, gesprochen. Sir Charles Dilke ist in seinen vielberufenen Aufträgen über die europäische Lage mit bisher nicht gekörter Rücksichtslosigkeit über die Angelegenheit zur Tagesordnung gegangen. Was, sagt er spöttisch, wollte ein englisches Armeekorps in Antwerpen, das höchste, was die veraltete Organisation aufbringen kann, gegen die Millionen Streiter, welche Deutschland und Frankreich in das Feld stellen? Offizielle englische Schriften geben als Grund für die Zurückhaltung, ein britisches Heer in Antwerpen einzusetzen zu sehen, wenn die Neutralität Belgiens verletzt wird, daß bei England ein Interesse unterstellt wird, Antwerpen nicht in die Hände einer Großmacht fallen zu lassen. Das erklärt Herr Dilke für eine ganz falsche Auffassung des Problems, denn wenn kein anderer Grund für die Zurückhaltung Englands vorläge, als Antwerpen weder in deutschen noch in französischen Händen zu sehen, so verschwindet dieser gegen die Betrachtung, daß das doch keinesfalls gefährlicher sein würde als der französische Besitz von Cherbourg. Die vertragmäßigen Verpflichtungen Englands zur Aufrechterhaltung der belgischen Neutralität wären für die Verfasser von Handbüchern ein ungemein guter Grund, würden aber schwerlich genügen, um ein englisches Parlament zu bewegen, Gelder für ein vereinzeltes Vorgehen zu bewilligen. Wahrscheinlich würde der Gang der Sache von der Persönlichkeit abhängen, die zufällig in England die Geschicke lenkt, Lord Randolph Churchill oder Herr Chamberlain möchten sich sicher dreimal bedenken, ehe sie den Sprung in den Graben machten! Das ist für Belgien sehr deutlich, aber wenig tröstlich.

Jedenfalls haben die belgischen Staatsmänner eingesehen,

daß ihnen vor Allem zukommt, für die Sicherheit des Landes mit Opfern voranzugehen, wenn sie auf solche Opfer auch von Seiten anderer Nationen irgend rechnen wollen.

Ueber die jüngsten Vorgänge in Bulgarien liegen folgende telegraphische Mittheilungen vor, aus denen hervorgeht, daß die aufständische Bewegung diesmal größere Dimensionen angenommen hatte.

Paris, 4. März. Der „Agence Havas“ (deren Nachrichten mit Vorsicht aufzunehmen sind) wird aus Sofia von heute gemeldet, daß sich unter den daselbst Verhafteten auch Zankow befinden solle.

Sofia, 4. März. Nach hier eingegangenen Nachrichten ist der Aufstand in Rußland unterdrückt; die daran beteiligten Offiziere sind entweder getödtet oder gefangen genommen worden. Die Insurgenten versuchten sich in Booten zu retten, es wurde aber Feuer auf sie gegeben und ein Kanonenboot verhinderte die weitere Flucht. Unter den schwer verwundeten aufständischen Offizieren befinden sich Oberst Kowal und der Kommandant Aganow.

Die „Berliner Politischen Nachrichten“ sind in der Lage, die vorliegenden Meldungen durch folgende Einzelheiten zu ergänzen:

Nach telegraphischen Depeschen aus Sofia vom 3. Abends sind Karawelow, Janow, eine Anzahl Zankowiten und mehrere Offiziere verhaftet worden; die Ruhe wurde nicht weiter gestört; in der Dinnagegend ist der Belagerungszustand verhängt worden. Einem anderen ebenfalls telegraphischen Berichte entnehmen wir, daß eine aus Rumänien kommende bewaffnete Bande den Versuch gemacht hat, in Rußland zu landen, aber vom bulgarischen Militär gewaltsam zurückgewiesen worden ist. Indem wir uns jedweder Kritik und jedweden Kommentars zu den vorstehenden Mittheilungen enthalten, scheint uns aus denselben doch zu erhellen, daß die bulgarische Regierung zwar stark genug ist, um aufständische Regungen, wo solche bislang hervorgetreten sind, zu bewältigen; es scheint andererseits aber auch, daß der revolutionären Partei in Bulgarien noch immer bei Weitem mehr Kraft innewohnen muß, als man anzunehmen pflegte, da sie trotz der vor nicht gar langer Zeit erfolgten empfindlichen Schicksale sich bereits wieder stark genug fühlt, aufs Neue ihr Haupt offen zu erheben. Aus der vorstehend gekennzeichneten Situation gelangt man nun aber direkt zu weiteren Fragen. Die Frage, ob die Unterdrückung des jetzigen Aufstandes genügt oder nicht, hängt uns weniger belagert, als deren weitere Konsequenz, nämlich, was dann geschehen soll und geschehen wird. Solange das Schicksal des Aufstandes unentschieden ist, tritt derselbe nicht aus dem Rahmen der inneren bulgarischen Angelegenheiten heraus. Sein definitiver Erfolg oder Mißerfolg aber berührt alsbald die Grenzlinie, hinter welcher die europäische Zuständigkeit anfängt und damit dasjenige Stadium der Angelegenheit, wo unsern Staatsmännern ihr eigentlicher Schwerpunkt liegen dürfte und wo es gelten würde, eine Antwort zu finden auf die Frage: Was dann?

Der Reichstag wählte heute sein Präsidium. Präsident wurde wieder der konservative Herr v. Wedell-Piesdorf, erster Vice-Präsident der national-liberale Dr. Bühl. Bis zum Beginn der Sitzung war es zweifelhaft gewesen, ob das Centrum die zweite Vicepräsidenten-Stelle annehmen würde. Obgleich die Abgabe weißer Zettel seitens des Centrums und seiner Verbündeten bei den beiden ersten Wahlen dann erkennen ließ, daß es sich gegen die Annahme entschieden hatte, wählte die Mehrheit heute den liberalen Dr. Bühl zum zweiten Vicepräsidenten um ihre Verehrlichkeit, allen drei großen Parteien des Hauses eine Vertretung im Präsidium zu gewähren, dadurch zu bekunden. Herr von Hertling aber lehnte ab, weil das Centrum der Meinung sei, daß ihm die erste Vicepräsidenten-Stelle „gehört“ hätte. Eine höchst unbegründete Meinung! Ganz abgesehen davon, daß nach dem Abschluß der Stichwahlen die National-Liberalen allem Anschein nach stärker sein werden, als das Centrum, so ist es auch eine durchaus willkürliche Behauptung, daß die Mitglieder-Zahl einer Partei in dieser Beziehung einen Anspruch gebe. Die Mehrheit kann, wenn sie will, alle drei Stellen des Präsidiums aus ihrer Mitte belegen, wie es früher viele Jahre hindurch der Fall war. Die Erklärung des Centrums beweist nur, daß man dasselbe in neuerer Zeit viel zu sehr vermisst hat. Der Reichstag tröstete

Nachdruck verboten.

Pariser Salons unter dem dritten Kaiserreich.

II.

Auch unter dem dritten Kaiserreich war in den bedeutenden Pariser Salons der oppositionelle Ton vorherrschend. Selbst in jenen Kreisen, die Napoleon III. oder Mithildens seiner Familie nahe standen, wurde an dem Kaiserreich, jedenfalls an den hervorragenden Persönlichkeiten desselben eine ununterbrochene scharfe Kritik geübt. Selbst Männer wie Prosper Mérimée, die dem Kaiser und der Kaiserin treu ergeben waren, konnten nicht umhin, Epigramme über diese oder jene Maßnahmen und die Träger derselben zu machen. Das dritte Kaiserreich ward gehaßt von seinen politischen Gegnern, gefürchtet im Ausland; im Kreise der Vertrauten des Kaisers hat man dasselbe eigentlich niemals recht ernsthaft genommen. Napoleon III. selbst hatte seinen Anhängern gegenüber den Grundzug: leben und leben lassen. Diese haben davon reichlichen Gebrauch gemacht, aber das Ansehen des Kaiserreichs gewann dadurch nicht. Uebrigens galt auch damals bereits in der diplomatischen Welt das allgemeine Urtheil über die persönliche Bedeutung des Kaisers für übertrieben. Einer der hervorragendsten Gelehrten, die damals bei den Tuilerien beglaubigt waren, bezeichnete ihn mir als eine große Halbheit. Dies war im Herbst 1860, zu einer Zeit, als das Kaiserreich auf der Wirtshaushöhe seines Ansehens stand. Das Urtheil selbst, das damals überraschend klug, hat sich als vollkommen zutreffend bewährt.

Mein Verkehr führte mich weniger in die offizielle Welt des Kaiserthums, als in solche Salons, in denen das oppositionelle Element das überwiegende war. In erster Linie steht mir hier das beschriebene Bündnis, das in der abgelegenen Rue Vauquair die Gräfin Charnac bewohnte, in der Vorstadt ein ländliches Idyll zwischen Hof und Garten. Die Gräfin Charnac ist die Tochter der Gräfin d'Agout; sie war vor dem Verhältnis dieser letzteren mit Biszt geboren, stand aber in herzlichen Beziehungen sowohl zur Mutter wie zu ihren Halbgeschwestern, der Frau Emile d'Alviers und der Frau Cosima Wagner. Sie hatte damals eben die Schwelle der Dreißiger Jahre überschritten. Auf der kleinen zierlichen Gestalt ruhte ein Kopf mit scharfen geistvollen Zügen. Das trotz ihrer Jugend weiße Haar kontrastirte lebhaft mit dem Glanz der dunkel grauen Augen. Sie hatte sich frühzeitig ernstlichen Studien zugewendet, namentlich auf dem Gebiet der bildenden Künste.

Eine vorzügliche Zeichnerin, war sie auch kritisch thätig und hatte manche Besprechungen der jährlichen Pariser Gemäldes-Ausstellungen in der „Presse“ und im „Temps“ veröffentlicht. Aber auch auf wissenschaftlichem Gebiet hatte sie sich eine nicht unbedeutende Summe von Kenntnissen durch eifrigen Fleiß erworben; sie las den Thucydides und Plutarch in der Ursprache, um selbst die wissenschaftliche Erziehung ihres Sohnes leiten zu können, und brachte philosophischen wie sozialen Fragen das lebhafteste Interesse entgegen. Sie erschien ganz und gar als eine jener Damen aus dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts, welche die Encyclopädisten um sich zu versammeln pflegten und die Genossinnen ihrer wissenschaftlichen Arbeiten waren. Religiös vertrat sie den freiesten Standpunkt, politisch huldigte sie durchaus radikalen Anschauungen. Die Zahl der Besucher ihres Salons war nicht groß; im Mittelpunkt desselben stand, wenn sie in Paris weilte, die Gräfin d'Agout, die vollendete Frau der großen Welt, und auch damals noch, obwohl sie bereits hoch in den Fünfzigern stand und den wunderbaren Glanz verloren hatte, der ihr in der Jugend eigen gewesen, von jener ungerührbaren Schönheit, die durch eine große schlanke Gestalt und den Adel der Züge bedingt wird. Sie schied sich in dem Roman ihres Lebens als eine schwärmende Bille, von traumhaftem Wesen. Wenn dies Selbstbildniß früher vielleicht ähnlich gewesen war — jetzt paßte es nicht mehr. In ihrem Wesen lag nichts Schwankeendes, nichts Traumbildes. Der Ausdruck ihrer Züge war ein fester, sogar ein harter, Festigkeit verkündend. Diese hat sie in der That bewiesen. Nach dem Tode Biszts ist über das Verhältnis beider von neuem viel geschrieben worden. Ueber dies Verhältnis selbst zu urtheilen und wo die Ursache der gänzlichen Lösung desselben seiner Zeit zu suchen ist, liegt mir fern. Nur so viel sei bemerkt, daß die Charaktere beider große Verschiedenheiten boten, so daß ein harmonisches Zusammenleben auf die Dauer unmöglich erscheinen mußte. Ich erinnere mich noch sehr wohl eines Gesprächs mit ihr unter dem Säulengang der „Madeleine“, während in der Kirche das Todtenglocken für Capour geläutet wurde, in dem sie ein scharfes Urtheil über Biszt fällte, das dieser ihr nicht schuldig geblieben ist. Dennoch scheint mir den Charakterbildungen der Gräfin, die jetzt nach Biszts Tode gegeben worden sind, die Objektivität zu fehlen. Die Gräfin besaß einen bedeutenden Verstand, einen großen Fonds von Energie. Aufgewachsen in den glänzendsten Verhältnissen der großen Welt, aber nach französischer Sitte im Kloster ohne jede

Sorge für ernsthafte Bildung erzogen, gehörte sie zu den verwöhntesten Erscheinungen am Hofe Karls X. Sie brach mit dieser Welt und ihrer Familie in Folge ihrer Beziehungen zu Biszt; als auch diese sich nach mehreren Jahren gelöst hatten, entschloß sie sich zu ernster schriftstellerischer Thätigkeit und hat, nach Erwerbung gründlicher und umfangreicher Kenntnisse sich nicht ohne Erfolg durch eine Geschichte der Niederlande und durch die der zweiten französischen Republik ausgezeichnet. Auf dem Gebiete der Moralphilosophie hat sie, einer Lieblingsneigung französischer Schriftsteller folgend, einen Band von Gedanken und Grundrissen verfaßt, die, wenn sie auch nicht dem Vorbild der Larocquescauld'schen „Maximes“ gleichkommen, doch immerhin manches glückliche Wort enthalten und Schärfe und Tiefe der Beobachtung erkennen lassen.

Zu den Freunden des Hauses gehörten auch Schüler August Comtes, des Begründers der Philosophie des Positivismus, und eine Reihe von Schriftstellern, wie Albert Blanc, der Bruder des Historikers Louis Blanc, Roubaud, vor allen aber einige oppositionelle Journalisten von Bedeutung, Puyat, der Redakteur der „Presse“, und vor allen der Elfsässer Reffier, der Redakteur des „Temps“, dessen Gründung 1860 erfolgte und der bestimmt war, ein protestantisch-republikanisches Organ in enger Verknüpfung an die deutsche Kultur zu sein. Der „Temps“ ist dieser Tendenz treu geblieben unter des trefflichen Reffier Leitung, der, der Typus des Elfsälers, gar selten mit jeiner echt französischen Umgebung kontrastirte und von der Herüberleitung deutschen Geistes sich für Frankreich großen Vortheil versprach. Damals folgte überhaupt die fortschrittliche Partei in Frankreich den deutschen Dingen mit lebhaftester Theilnahme, wie dies die in jener Zeit erfolgte Gründung der „Revue Germanique“ von Dolfus bezeugt. Neben diesen beiden, Reffier und Dolfus, ist noch eine dritte Persönlichkeit zu erwähnen: Ed. Scherer, auch ein Protestant und von Geburt ein Schweizer, der wie jene von wesentlich deutscher Bildung in dem Sinne einer Annäherung beider Völker zu wirken und das Verständnis für deutsche Geistesarbeit in Frankreich zu wecken bestracht war. Der Gedanke der deutschen Einheit war jenen Männern damals sympathisch; als sich freilich zeigte, daß das einige Deutschland gar nicht daran dachte, vor der Republik Frankreich sich huldigend zu verbeugen, entzog uns wenigstens Scherer, der heute im französischen Senate sitzt, seine Sympathie. Auch der große Philosoph und Sprachforscher Litke und Erneste Renan gehörten zu den Vertrauten dieses Kreises.

sich sehr leicht über die Ablehnung und wählte den frei-konfessionellen Abg. von Unruhe-Bomst zum zweiten Vizepräsidenten. — Am Montag beginnt die erste Sitzung der Militär-Vorlage. Auf einen neuen Widerspruch des Herrn Windthorst, weil Montag noch einige aus Stübchen hervorgehende Abgeordnete nicht anwesend sein konnten, wurde keine Rücksicht genommen.

Die Anträge des Bischofs Kopp in der kirchenpolitischen Kommission des Herrenhauses liegen jetzt vor. Durch den ersten soll die Errichtung neuer kirchlicher Seminare, deren Besuch das Universitäts-Studium ersetzt, nicht bloß, wie die Vorlage will, den Bischöfen von Osnabrück und Bielefeld, sondern allen Bischöfen, also auch denen, in deren Diözesen es katholisch-theologische Universitäts-Fakultäten giebt, gestattet werden, und zwar, wie es scheint, unter Aufhebung aller Kontrolle-Vorschriften. Diesen Antrag hat die Kommission, wie die „Germania“ berichtet, gestern bereits abgelehnt. — An die Stelle des Vorstages der Regierungs-Vorlage über die Formulierung des staatlichen Einspruchsrechts will Herr Dr. Kopp folgende Bestimmungen setzen:

§ 1. Die geistlichen Oberen sind verpflichtet, denjenigen Geistlichen, welchem sie ein Pfarramt übertragen, vor der Einweisung in dasselbe dem Oberpräsidenten zu bezeugen.

§ 2. Der Oberpräsident ist berechtigt, binnen 30 Tagen gegen den Ernennung eines Geistlichen aus erheblichen, auf Thatsachen beruhenden Gründen, die auf dem bürgerlichen oder staatsbürgerlichen Gebiete liegen, jedoch nicht aus der Ausübung eines bürgerlichen oder staatsbürgerlichen Rechts oder der Erfüllung einer kirchlichen Pflicht hervorgegangen werden dürfen, geltend zu machen. Die Thatsachen sind zu beweisen. Ist binnen obiger Frist kein Antrag erhoben worden, so ist anzunehmen, daß ein solcher überhaupt nicht vorhanden ist.

§ 3. Im Falle, daß über die erhobenen Anträge eine Einigung zwischen dem Oberpräsidenten und den geistlichen Oberen nicht zu Stande käme, wird die kanonische Einweisung in das Pfarramt staatsrechtlich gleichwohl nicht behindert.

§ 4. Die Abhaltung von Messen und die Spendung der Sakramente fallen nicht unter die Strafbestimmungen der Gesetze vom 11. Mai 1873 und vom 21. Mai 1874.

Hiernach würde der Einspruch des Oberpräsidenten höchstens die Folge haben, daß der gegen denselben angestellte Geistliche kein Staatsgehalt empfangt — abgesehen davon, daß die im § 2 von uns durch den Druck hervorgehobenen Worte neuen Konfessionen Thür und Thor öffnen würden. Das tatsächliche Frangieren eines Geistlichen, gegen dessen Anstellung die Staatsgewalt Einspruch erhoben hätte, müßte die Autorität dieser schwer schädigen. — Weiter soll nach Herrn Kopp von dem Gesetz über die Grenzen des Gebrauchs kirchlicher Straf- und Zwangsmittel auch nicht der von der Vorlage allein noch aufrechterhaltene § 1 gebuldet werden, welcher lautet:

§ 1. Keine Kirche oder Religionsgesellschaft ist befugt, andere Straf- oder Zwangsmittel anzuwenden, zu verhängen oder zu verkünden, als solche, welche dem rein religiösen Gebiete angehören oder die Ausübung eines innerweltlichen Rechts oder der Religionsgesellschaft wirkenden Rechts oder die Ausübung der Kirchen- und Religionsgesellschaft betreffen. Straf- oder Zwangsmittel gegen Leib, Vermögen oder bürgerliche Ehre sind unzulässig.

Das Gesetz über die Orden und Kongregationen will Herr Dr. Kopp vollständig aufheben, so daß diese Genossenschaften sich wieder beliebig ausbreiten könnten. Endlich beantragt der Bischof noch drei Zusatzartikel, welche die Aufhebung des Gesetzes über die Verwaltung erledigter Bistümer und die Abänderung der gesetzlichen Bestimmungen über die Vermögensverwaltung bezwecken.

Wie wir hören, ist die Stimmung in der Kommission den Kopp'schen Anträgen überwiegend ungünstig, weil dieselben auch den friedliebendsten nicht-kerikalischen Mitgliedern den Eindruck gemacht haben, daß die kirchlichen Forderungen kein Ende haben.

Folgende Stichwahlen sind am Montag abgemeldet: 1. Koburg, Siemens (bis.) mit einer Mehrheit von 50 St. gewählt.

Detmold, v. Benckert (nat.) gewählt.

Stuhlmann-Wien: Der Sieg des Konservativen Müller über den Kandidaten der Polen und Ultramonen Spahn ist gesichert.

Die telegraphische Bezeichnung des in Norddithmarschen wiedergewählten Abg. Thomsen als nat.-lib. war irrtümlich; derselbe ist deutsch-freisinnig.

Das bisherige Gesamtergebnis ist: Konservative 82, Frei-konservative 36, National-Liberale 101, Liberale („lib.“) 2, Kerikale 96, Weiser 4, Polen 12, Elsaß-Lotharinger 15, Däne 1, Freisinnigkeit 31, Sozialdemokraten 11. Die Majorität beträgt jetzt 219, resp. mit den 2 „lib.“ Liberalen 221.

Frauen verkehrten in diesem Salon nur wenig; doch kann ich von ihm nicht schreiben, ohne einer dieser wenigen Erwähnung gethan zu haben. Eines Abends, als nur ein kleiner Kreis von Intimen versammelt war, erschien eine junge Dame von einer in Paris ungewöhnlichen Schönheit; groß, schlank, mit langen blonden Locken und tiefblauen Augen erinnerte sie eigentlich an germanische Abstammung, aber in ihrer Wesenheit war sie eine Vollblut-Französin. Bescheiden und geistreich in ihrer Unterhaltung, sprach sie mit Feuer und Gewandtheit über die literarischen Ereignisse des Augenblicks; die Gegenbemerkungen nahm sie mit einem beständigen Schütteln ihrer Locken auf, bisweilen ein allerliebtestes parbeln! einwerfend. Natürlich hatte sie alles Mögliche gelesen, Chemie und Astronomie studiert, „pour compléter mon éducation“, wie sie sagte, und auch bereits gegen keinen Geringeren als Proudhon in Bezug auf die Stellung der Frauen eine Lanze, über das Populthum aber in einer in Antwerpen erschienenen Broschüre ganza und gar den Stab gebrochen. Die bezeichnenden Schlussworte der kleinen Schrift lauteten: „Faux culte, faux prêtres, faux Dieux!“ Ihre Unterhaltung, in der eine neue Welle nach der andern heraufbrausete, gehörte zu den denkbar anziehendsten, in Folge der Unbefangenheit, mit der sie sich gab, der Paradoxen und ruhigen Behauptungen, die sie aufstellte und tapfer verteidigte, nicht am wenigsten aber doch wegen der schönen Lippen, über die diese Beredsamkeit heraufstufte. Es war Juliette Lambert, die nachmals durch ihren Haß gegen Deutschland und ihre Beziehungen zu Gambetta und Stobelew so bekannt gewordene Frau Adam.

Weitentlich anders geartet als der Salon der Gräfin Charnace war der der Frau Mohl; einfach in seiner Außerlichkeit wie jener, unterschied er sich von ihm durch die Zusammenfassung der Gesellschaft, die dort verkehrte, wie durch die politische Richtung und die Individualität der Dame vom Hause. Dort war, wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf, das junge Frankreich das tonangebende Element; die Journalistik bildete den Hauptbestandtheil der Gesellschaft; Männer, die erst kurz vor oder nach 1870 zu einer größeren Bedeutung gelangt sind, Emile Olivier, Floquet, Hebraud, Blignières, Scherer, Fabre, der Generalstab der republikanischen Partei, gehörten zu dem Kreise; wenn sie auch vielleicht nicht persönlich dort verkehrten, so standen sie doch im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit der Besucher jenes Salons. In dem der Frau Mohl gab sich auch eine durchaus antinapoleonische Gesellschaft Stelldichein, aber sie setzte sich zusammen aus den Mitgliedern der französischen Akademie und

Die „Nat.-Lib. Korresp.“ schreibt: „Die national-liberale Fraktion zählt jetzt 94 Mitglieder und 2 Hospitanten, Seybold und Schneider. Die Abgeordneten Hilbrand und Deabna stehen der Fraktion nahe und werden ihr bei den Berechnungen für die Kommunalwahlen zugesagt. Das Ergebnis der Stichwahlen in Forchheim und Hamburg, bei denen National-Liberale theilhaftig sind, steht noch aus.“ — Danach dürften einige Mitglieder, welche wir — unter wiederholtem Vorbehalt betriffs der Unsicherheit der Klassifikation — vorher den National-Liberalen zurechneten, zu den Frei-Konservativen zu zählen sein.

Die „Germania“ berichtet, daß die Centrum-Fraktion anlässlich einer Besprechung über die durch die Jacobinischen Deputierten veranlaßten Vorgänge, „der uneingeschränkten Billigung des Verhaltens der Herren Windthorst und von Grandenhein und dem vollsten und ungeschwächten Vertrauen zu denselben einstimmigen Ausdruck gab.“ — Diejenigen Mitglieder, welche den Muth gehabt hätten, zu widersprechen, hat man bekanntlich durch Nichtwiederaufstellung als Kandidaten beseitigt, z. B. den Grafen Hensel von Donnersmarck, der seine Mißbilligung des Verhaltens der Centrumsführer schon in einer Erklärung bekundete, deren Aufnahme die „Germania“ ablehnte und die deshalb in der „Neuen Preuss. Ztg.“ erschien. Durch mildere Mittel konnte man die noch vorhandenen Dissidenten vermutlich bewegen, der „Einstimmigkeit“ kein Hindernis zu bereiten. Auch das Unschickliche-Dogma ist bekanntlich von dem Konig schließlich „einstimmig“ verurtheilt worden — trotz der vorausgegangenen heftigen Kämpfe.

Die vielbesprochenen Artikel des „Nord“ und der „Pol. Corr.“ können noch immer nach. Während der „Gerold“ Herrn v. Jomini auf die Bedeutung des Wortes „Gehorsam“ verweist und für den Angehörigen Maßregelung in Aussicht stellt, bringt heute der „Tempo“ einen Artikel aus St. Petersburg, in welchem nach einer Anzahl sehr weit hergeholtet Schmeicheleien für den Zaren und die russische Armee Herr v. Jomini auf das Kräftigste gerühmt und verteidigt wird. Es heißt daselbst:

„Die Sympathien des Herrn v. Jomini für Frankreich waren niemals für irgend jemand ein Geheimniß, und es war für den ausgezeichneten Staatsmann jederzeit leicht, dieser Gesinnung treu und gleichzeitig ein bewundernswerther Patriot zu sein, da Rußland und Frankreich viele gleiche Interessen und nimmerdaß (N) widerstrebende haben. Man muß annehmen, daß in dieser Beziehung Gemeinsamkeit der Gesinnung zwischen Alexander III. und Baron Jomini existiert, da man weiß, wie hoch der erste Gehalte des auswärtigen Ministers vom Zaren geschätzt wird und in welcher Richtung er bei ihm steht. Die Ernennung des Herrn v. Jomini beim Antritt der Regierung durch den Zaren ist in dieser Rücksicht ungemein bezeichnend. Nicht allein war Herr v. Jomini der erste Staatssekretär, den Alexander III. ernannte, er war auch der erste Geheim Rath im auswärtigen Amt, der diesen Titel erhielt; eine ganz spezielle Gunstbeweisung von Seiten des Herrschers, der sich das Recht dazu allein reservirt.“

Herr v. Jomini ist der Träger des posthumen Ordines des Fürsten Gortschakow, seines früheren Obannes und Freundes; die persönliche Politik des Hasses und gekränkten Ehrgeizes, die Fürst Gortschakow gegen den Fürsten Bismarck trieb, hat, wie uns scheint, Rußland theuer genug bezahlt, als daß es gerathen wäre, dieselbe nochmals zur Richtschnur zu machen. Auf Fürst Gortschakow's thörichte, schwache, einzig von persönlicher Eitelkeit geleitete Politik ist die schiefste Lage zurückzuführen, in welcher sich Rußland gegenwärtig befindet. Herr v. Jomini erscheint als der würdige Fortsetzer derselben, und wenn es ihm gelingen sollte, für eine derartige Politik das Uebergewicht über Herrn v. Giers zu erlangen, so liegt es sehr nahe, ähnliche Resultate daraus zu erwarten. Mit welchem Recht Herr v. Jomini in der offenbar von ihm inspirirten Korrespondenz des „Tempo“ den Zaren mit seinem Verhalten identifizirt, können wir nicht beurtheilen. Dem Ausland liegt der Vergleich mit dem Pronunciamento des Generals Stobelew ungemein nahe.

Was Herrn Kalkow anbetrifft, so erscheint derselbe als oberster arbitre auf der Scene, seine Zurechtweisungen gleichzeitig auf Herrn v. Jomini und das „Journal de St. Petersburg“ mündend. Die „Mosk. Ztg.“, obgleich mit der Haltung der Artikel der „Polit. Korresp.“ und des „Nord“ einverstanden, mißbilligt sie doch in vielen Stücken. Sie seien von gefährlicher Offenheit, dazu ohne genügenden Anlaß. Das führe zu der Annahme, die Korrespondenzen bezweckten, das gegnerische Lager zu alarmiren. Weit unangenehmer berührt aber Kalkow das Dementi des „Journal de St. Petersburg“ von Montag; indem

des Collège de France. Denn beiden Instituten gehörte der Gatte der Hausherrin Julius Mohl an. Da man in diesen gelehrten Kreisen nicht republikanisch, sondern orleanistisch gesinnt war, trat der Haß gegen Napoleon III. um so schärfer hervor. Was die Dame vom Hause betrifft, so war sie in allem der Gegenpart der Gräfin Charnace. Frau Mohl war damals einige sechzig Jahre alt; war die Gräfin eine ernste, nachdenkliche Französin, so war Frau Mohl eine lebhaft, zur Heiterkeit geneigte Engländerin von liebenswürdiger Originalität. Hielt sich jene, ihren Neigungen entsprechend, von der großen Welt fern, so hatte diese geradezu die Leidenschaft des Weltverkehrs und von dem Augenblick an, wo sie ihren eigenen Salon haben konnte, war dies die Ende ihres Lebens, die sie unausgesetzt beschäftigt hat. Wir in Deutschland haben im ganzen wenig Neigung für diese Art des geselligen Verkehrs und in Folge dessen auch wenig Verständnis für die Kunst in der Beherrschung desselben, die gerne als etwas, wenn nicht Triviale, so doch Oberflächliches und Nichts sagendes verurtheilt wird. Eine Ansicht, die indessen nicht zutreffend ist; in dieser wie in jeder andern Kunst — und eine Kunst ist die Fähigkeit, geschickt die Unterhaltung im Salon zu leiten — ist der Dilettantismus das Bedenkliche. Eine Meisterleistung, wie die der Frau Mohl auf dem Gebiet der freigeistigen geselligen Verkehrs, gewährt Behagen und läßt es begreiflich erscheinen, daß der Pariser Dame der früheren Zeit der Ruhm, sie verstehe einen Salon zu halten und auf zu plaudern, werthvoller als jede andere Anerkennung, selbst die ihrer Schönheit war. Frau Mohl war in einer guten Schule gewesen. Während der französischen Revolution als dreizehnjähriges Kind aus England nach Frankreich gekommen, machte sie schon in ihrer Jugend die Bekanntschaft der Frau Recamier, mit der sie trotz des Altersunterschiedes bald die innigste Freundschaft verband. Nun ist der Salon der Madame Recamier bekannt als einer jener Glanzpunkte in der Geschichte des französischen Gesellschaftslebens. Napoleon I. fürchtete und zerstörte ihn, indem er Frau Recamier zunächst aus Paris, dann aus Frankreich verbannte. Unter der Restauration eröffnete sie ihn wieder für den Kultus Chateaubriand's, der in diesem Kreise wie ein Halbgoth verehrt wurde. Tag für Tag erschien er Abends in ihrem Zimmer, trank, anspruchsvoll, vornehmlich in unbefriedigter Gileit. Mit wachsender Eingebung suchte Frau Recamier durch die Kunst, anregende Gespräche im Kreise der Freunde zu veranlassen, die sie nach glaubwürdigem

das Journal von den regulären Beziehungen der drei Nachbar-mächte sprach, habe es wahrscheinlich nicht an Ausland, sondern nur an Deutschland und Oesterreich gedacht. Das wäre also die dritte russische Politik, wenn nicht die vierte.

Die auf Grund des Gesetzes vom 25. Mai 1885 eingeführte Kommission zur Aussonderung der Steuern aus den stehenden Geväßen in der Provinz Schleswig-Holstein wird dem ihr im § 2 des Gesetzes bestimmten Endtermin ihrer Arbeiten, den 1. April d. J., innehalten. Doch wird offiziös bemerkt:

Was hingegen die Ausführung der bis jetzt schon gefaßten Kommissionsbeschlüsse anlangt, so werden die dadurch bedingten Feststellungen und Berechnungen, bei denen es sich um Tausende von einzelnen Postitionen handelt, durch vielfach notwendige örtliche Erhebungen wesentlich erschwert und verzögert. Den Grundbeständen selbst werden die erforderlichen Feststellungen und Berechnungen nicht überlassen werden können. Ihren Mangel das für ihre Entscheidung notwendige Zahlenmaterial geliefert werden müssen, was aber bis zum 30. Juni 1887, als dem letzten gesetzlich bestimmten Fristtermin, nicht geschehen kann. In Folge dessen wird die Mehrzahl der Grundbesitzer auch nicht in der Lage sein, den ihr gesetzten spätesten Rückzahlungs-Termin, 1. Juli 1887, innezuhalten. Mit Rücksicht darauf dürfte nun dem Abgeordnetenhaus in diesen Tagen ein kleiner Gesetzentwurf zugehen, durch welchen die nach § 7 des Gesetzes, betr. die Ergänzung und Abänderung der Bestimmungen über die Aussonderung des steuerbaren Theiles aus den stehenden Geväßen in der Provinz Schleswig-Holstein vom 25. Mai 1885 bis zum 1. Juli 1887 laufende Frist für die Rückzahlung von Grundsteuer-Entscheidungen bzw. für die Erklärung der Einwilligung in die Herabminderung der Entschädigung bis zum 30. Juni 1888 verlängert werden soll.

Die bereits erwähnte kleine Schrift von Professor M. Lazarus „An die deutschen Juden“ ist durch Angriffe veranlaßt worden, welche der Verfasser speziell wegen der Unterzeichnung des Wahlaufsatzes für „antisemitische“ Kandidaten in mehreren Berliner Wahlkreisen erfahren hat. Wir heben aus der Schrift folgende, auch für weitere Kreise interessante Ausführungen hervor:

Es war die höchste Zeit; es mußte nothwendig etwas geschehen, um die von Feind und Freund einmüthig gehegte Behauptung, daß Jude und Deutschthum ein und dasselbe seien, zu zerbrechen. Jeder Jude, der sich nicht als Jude, sondern als Deutscher fühlt, mußte durch eine That niederknien. Daß jeder Jude durchaus und in jeder Hinsicht mit dem Fortschritt und dem Centrum und gegen die Regierung stimmen müsse, hing an als ein Dogma zu gelten, gegen welches zu denken und zu handeln politische Regerei und Veracht am Judenthum zugleich sei. Es war doppelt nothwendig, diesen Mann endlich zu brechen, weil durch jene falsche Annahme zugleich die Freiheit der politischen Meinung, dieser Säpfeiler aller liberalen Gesinnung, in hohem Grade bedroht war. Diese Freiheit der politischen Meinung war es, die wir und den Juden wiedergeben. . . .

Ich begreife wohl, daß ein Jude sagt: Ich bin nicht gegen die Regierung im Allgemeinen, ich bin nur gegen diese Regierung, weil sie den Antisemiten so viel freie Hand gelassen, nicht in meiner Ehre zu kränken. Aber er soll nicht glauben, daß alle Juden so denken, daß sie als Juden so denken müssen; er soll dem anderen Juden die Freiheit lassen, nicht in dieser Art mit der Regierung zu rechten, nicht auch bei großen politischen Fragen zu rechten. Die Kränkung, die der Antisemit — den ich verachte, weil er nicht auf der Stufe der Humanität des Jahrhunderts und nicht auf der Stufe der Moral des Christenthums steht — die Kränkung, die mir ein Verächtlicher zufügen kann, ist nicht so groß, wie der Schaden an meiner bürgerlichen Pflicht und meinem Gewissen: in einer großen politischen Frage gegen meine Ueberzeugung und gegen die Regierung zu stimmen, bloß weil die Antisemiten mit ihr stimmen. Darf ich bei Feuers- oder Wasser-noth nicht retten, weil auch Antisemiten retten? Nun, die Rettung der Freiheit politischer Ueberzeugung aus den Händen eines tyrannischen Fanatismus ist wichtiger als die aus Feind oder Wasser. . . .

Wie? wir opfern Gut und Blut, Leib und Leben für das Heil des Vaterlandes, sobald der Kriegsherr ruft, und wir sollten nicht unsere einzige, völlig untergeordnete Abneigung gegen diejenigen Kandidaten opfern können, opfern wollen, welche für die Förderung des Kriegsherrn und die Förderung der Reichsmacht einzutreten bereit sind, weil sie antisemitische Neigungen haben? Hier, bei der Frage nach der Unterstützung der Regierung in ihrer Vorjunge für die Sicherheit des Landes und des Friedens sollten wir nicht vor Allem an Alles und das Ganze denken? nicht die daneben kleine fernliegende Kränke des Antisemitismus, des spezifisch-jüdischen Interesses verfechten? sie nicht mit aller Kraft von uns werfen? Der Kampf gegen die Antisemiten ist deshalb überhaupt nicht an der Wablurne zu führen. . . .

Wer das Recht auf seiner Seite hat, ist immer der Stärkere. Unbegründete Furcht ist ein Zeichen von Schwäche. Zu behaupten oder auch nur zu jurdiren, daß die Konservativen oder völkische National-Liberalen auch nur einen Angriff auf die konstitutionelle Unabhängigkeit des deutschen Bürgers zulassen werden, ist ebenso

Zeugnis in außerordentlichem Maße befehen haben soll, die Schatten von dießseits des Grabes zu zerstreuen, die auf die letzten Lebensstage Chateaubriand's fielen. Trotz ihrer Kunst muß es ihr jedoch nicht immer gelungen sein, die Langeweile mit ihren Fiedermausflügeln zu bannen. In solchen düstern Augenblicken, wenn Chateaubriand die Rasse der Hausfrau freischalte oder, was das höchste Stadium der Abspannung bei ihm bedeutete, mit der Klingelschnur spielte, ward der Eintritt der Frau Mohl, damals noch Miß Clark, mit einem allgemeinen Ausruf der Befriedigung begrüßt. Ihre Originalität, ihre frische Unbefangenheit, ihr lebhaftes Wesen verwechselten nicht, den gelangweilten Zupiter zu erheitern.

Diese Eigenschaften hatte sie sich bis in ihr hohes Alter ungemindert erhalten. Bei meinem ersten Besuch in ihrem Hause in der Rue du Bas, dessen vierten Stock Frau Mohl über vierzig Jahre lang bewohnte, traf ich sie im anspruchslosen Morgenanzug. Sie hatte nie auf die Toilette besondern Werth gelegt; als junges Mädchen pflegte sie viel in der Louvre-Galerie zu malen und von dort in demselben Anzug sich in die vornehmen Häuser zu begeben, in denen sie zu Tisch erwartet wurde, im Wohnzimmer rollte sie geschwind die Maßschuhe zusammen, steckte einige in der Tasche mitgebrachte Blumen in ihr Haar und erschien im Salon mit der ruhigen Sicherheit der elegantesten und schönsten Dame. Sie war weder elegant, noch ist sie jemals schön gewesen, aber man bemerkte beides nicht, sobald sie ein Gespräch begonnen hatte, anfänglich nicht aus Erstaunen über das lebhafteste Wesen der kleinen Frau, dann nicht, weil sie alsbald die Aufmerksamkeit durch ihr zwar etwas querselbigejagendes und wunderliches, aber immer geistreiches Gespräch zu fesseln wußte. Ich hatte an ihrem kleinen Platz genommen, sie sah daneben auf dem Sofa sitzen, die Feuerzange in der Hand, mit der sie lebhaft gestikulirte, während eine Fülle kleiner grauer Wäcken ihr Haupt bei jeder Bewegung umtanzte. In der Jugend machte ihr Gesicht das Reizende nicht entbehrt haben, den Unregelmäßigkeit der Züge, kluge Augen, ein frisches Kolorit und ein lebhafter Gesichtsausdruck zu geben pflegen. Diese Lebhaftigkeit und die klugen Augen waren unverändert geblieben. Ich erinnere mich selten, ein Gesicht von gleicher Ausdrucksfähigkeit gesehen zu haben und Ricard, der wie sie rückhaltlos seine Aufschauungen und Empfindungen aussprach. Mir gegenüber äußerte sie sofort ihren Zorn gegen Napoleon III., den sie nur mit dem Wort „celui-là“, unterfüßt von einer verächtlichen Handbewegung, bezeichnete. In dieser Aufrichtigkeit und in der

Ruhholz vorgelegt. Dieser Entwurf war den Vertretern der Kaufmannschaft, den Vertretern der englischen und der französischen Gesellschaften und anderen Sachverständigen zur Begutachtung unterbreitet worden. Diese Gutachten sind jetzt beim Magistrat eingegangen und sprechen sich im Wesentlichen übereinstimmend dahin aus, daß für eine Verhinderung der jetzt bereits für das Lager derartiger Materialien bestehenden Verhältnisse ein Bedürfnis nicht vorhanden sei, auch die einzelnen Bestimmungen des Entwurfs mit den geschäftlichen Anforderungen nicht in Einklang gebracht werden könnten. Der Magistrat hat in Folge dessen und da es wohl nicht unzweifelhaft ist, ob die Frage über die Lagerung derartiger Materialien, inwieweit dieselbe im Gewerbebetriebe erfolgt, von einer vollständigen Erlaubnis abhängig gemacht werden kann, beschloßen, dem Polizeipräsidenten das Fortbestehen der alten Bestimmungen zu empfehlen, sollte das Polizeipräsidentium sich dieser Ansicht aber nicht anschließen, mit demselben in konsultatorische Verhandlungen einzutreten.

Wt. Das königl. Polizei-Präsidentium hat zu dem Entwurf zur Aufhebung dreier neuen Straßen auf dem an der Schauffstraße gelegenen, früher der Wollerei, Maschinenbau- und Eisenwerkerei-Gesellschaft, jetzt dem Bankier Schwabacher gehörigen Terrain die ortspolizeiliche Zustimmung erteilt. Da die Anlage dieser Straßen nur auf dem Schwabacher'schen Grundstück stattfindet, so ist nach § 7 des Gesetzes vom 2. Juli 1875 eine öffentliche Auslegung des Entwurfs nicht erforderlich.

Soziale.

Die Wahlen sind vorüber, die Regungen der Bewegung glätten sich, die Urnen, welche die Stimmzettel aufnahmen, werden den Wählern zur Aufbewahrung wieder zurückgegeben. Wie viele Hoffnungen sind in ihnen begraben worden. Wenn sie in langen Reihen aufmarschieren stehen in den Rathhäusern, gleichen sie fast den Urnen in dem Verbrennungshause zu Gotha, jede enthält nämlich gesprochen die sterblichen Überreste eines Abgeordneten, oder doch Theile dieser Überreste. Denn das „Verbrennen“ geschieht an vielen Stimmplätzen zugleich und es sind viele Urnen dabei befreit. Wollte man die Erinnerung dauernd festhalten, man müßte sämtliche für die durchgezählten Kandidaten abgegebenen Stimmzettel in einer Urne vereinigen und sie dann mit der Inschrift versehen, etwa: Hier ruht der sozialistische Kandidat Christen, gestorben 2. März 1887. Als Aufbewahrungsort dieser Gefundenen würde sich vielleicht das Reichstagsgebäude eignen. Man könnte die Urnen nach Legislaturperioden aufstellen, nämlich der Reihe nach, wie die Scripturen in den kaufmännischen Geschäften, und jede Legislaturperiode dann nach Fraktionen ordnen. Die Fraktionen im Reichstag sind dann immer im umgekehrten Verhältnisse zu der Zahl der lebendigen Abgeordneten im Saale stehen. Die Deutsch-Freikämpfer und die Oppositionsparteien würden die Urnen am wenigsten unter den Urnen im Reichstag vermissen. Der Reichstag würde dadurch sehr erleichtert werden. Man braucht kaum noch parlamentarische Nachschlagebücher, die „ups and downs“ im parlamentarischen Leben würden leicht in die Augen springen. Mancher, das würde sich herausstellen, führt ein ärmliches Leben, er stirbt und wird wieder lebendig, andere kommen aus dem Sterben gar nicht heraus. Was hat seinen Salon der Zurückgewiesenen. Haben wir das Beispiel in der Kunst noch nicht nachgeahmt, so können wir es vielleicht auf dem Gebiet der Politik in veränderter Form einführen, das Reich der Zurückgewiesenen. Es wäre für diejenigen, welche zum Heile des Vaterlandes täglich an den langen Reihen vorbeizugehen, vielleicht eine Mahnung: memento mori — nicht nur die Gnade der Großen ist wandelbar, sondern auch die des Volkes. Das gilt für alle Zeiten und für alle Parteien. Man könnte vielleicht den Vorschlag noch erweitern: wer fünfmal durchgefallen ist, dessen Zettel werden in der That in Gotha verbrannt, und die Urne dann in besonders verzierter Urne in eine Ehrenreihe gesetzt. Man könnte die Urnen auch durch Farben kenntlich machen. Die Ultramontanen schwarz, die Sozialdemokraten roth, die Welfen weiß. Natürlich ist der Vorschlag nach allen Richtungen hin diskutierbar und erweiterungsfähig. Es sollte nur die Anregung zur Errichtung einer Art Bestattungsbüro für diejenigen gemacht werden, die die Urnen, sich um das Vaterland verdient zu machen, nicht ausführen konnten, weil sich zwischen sie und diese Absicht ellihe Blättchen dazwischen schoben.

Man schreibt uns von geschätzter Seite: Es ergiebt hiermit ein erster Appell an die Verwaltung der Stadtbahn. Um die Zeit des Feierabends findet auf verschiedenen Bahnhöfen derselben ein solches Zustromen von Arbeitern statt, daß die vorhandenen Wagen dafür absolut nicht ausreichen und so eine starke Belästigung unmarthlicher Fußgänger entsteht. Wir waren dieser Tage Zeuge eines höchst unliebsamen Vorfalls, der leicht sehr schlimm hätte verlaufen können. Auf dem Bahnhof Bellevue stellte sich ein Herr, im Interesse der übrigen, vorwiegend weiblichen Insassen des bereits mit elf Personen besetzten Coupés dem Eindringen eines die Thür aufreisenden Arbeiters entgegen, und suchte ihn, da kein Zureden half und kein Besonnen da war, mit Gewalt davon zurückzuhalten und die Thür auszuheben. Da kam er aber schon an. Im Na war er bei Seite geschoben, und dem Ginen drangen noch sechs Andere nach, hinter denen dann der nunmehr gerade hinzutretende Schaffner, da der Zug im Abgehen war, die Thür schloß. Im Innern des Coupés aber entspann sich nun eine höchst aufregende Scene. Der zuerst Eingedrungen geberdete sich in der wüthendsten Weise, bekaufte, der Herr habe ihn an der Kehle gewürgt (was eine kolossale Uebertreibung war), und erging sich in den größten Hebelnarten und Drohungen gegen denselben. Zum Glück war er als der Erste durch seine nachdringenden Kameraden an das andere Fenster geschoben, so daß er nicht ganz

unmittelbar neben dem Herrn zu stehen gekommen war. Es bewahrte ferner dieser die größte Kaltblütigkeit und Ruhe. Und die übrigen Arbeiter stimmten zwar ihrem Vorträger bei, beobachteten aber doch im Ganzen eine ruhige und anständige Haltung, so daß es, zumal sich auch ein älterer Herr beschwerend vernahmen ließ, nicht zu den Schändlichkeiten kam, die im Anfang kaum zu vermeiden schienen. Aber es war doch eine geradezu furchtbare Scene, welche bei allen Anwesenden noch eine gute Weile nachwirkte, bei den Ginen als Gegenstand für höhnische und triumphirende Spottreden dienen, bei den Andern wie ein schrecklicher Traum so bald nicht verwunden werden wird. Denn es hing aufeinander nur an einem Haar, so kam es in dem engen Raum, in dem sich Menschen zusammengekrängt waren, zu Mord und Todschlag. Station Friedrichstraße brachte zum Glück bald die Erlösung. Der Berliner ist durch die Rückkehr an den Aendern der Sonne- und Festtage des Sommers an vollgepötte Coupés gewöhnt und weiß sich darin auch mit gutem Humor zu finden. Allein da liegen die Verhältnisse doch ganz anders. Jeder der Mitfahrenden hat einen vergnügten Tag hinter sich, ist guten Muthes und nach Kräften wohlgeleitet. Bei diesen Feierabendgängen aber findet von allem dem das Gegenbild statt. Fast jeder der Fahrgäste ist in Geschäften unterwegs. Die Arbeiter speziell sind von des Tages Mühe und Anstrengung mitgenommen, selbstverständlich nicht in der saubersten Verfassung und führen wohl auch Handwerkzeug bei sich, sind zudem hungrig und daher nicht in der gemüthlichsten Seelenstimmung. Ein Necht darauf, bald heimzukommen (und dabei nach all der Arbeit mal sitzend auszuweichen), haben sie so ant, wie Alle die, welche bereits die Plätze eingenommen haben. Begehrlicher Weise sucht dann ein Jeder anzukommen, resp. anzukommen, wo es irgend geht, wenn er auch stehen muß. Und findet er Widerstand dabei, nun so bricht er ihn. Von den Beantworten zu verlangen, daß sie da auf Ordnung halten sollen, wäre ganz verfehlt. Erstens ist es faktisch unmöglich, und zweitens erhalten sie auch vielfach gar keine Kenntnis von dem, was innerhalb der Coupés vorgeht. Wohl aber ist es dringend geboten, solchen um diese Zeit sich vermanthlich öfter, wenn auch wohl nicht immer so schlimm wie im vorliegenden Fall, in den einzelnen Coupés sich abspielenden Scenen einen Riegel vorzuschieben. Einfach schon darum, weil sie auf die ohnehin ja leider ziemlich gereizte Stimmung in den Arbeiterkreisen in höchst bedauerlicher Weise aufreizend und erbittern einwirken. Und die Abfälle liegt so nahe. Es brauchen nur für die Zeit, wo erfahrungsmäßig ein besonderes Zutrommen von Fahrgästen stattfindet, mehr Wagen in die Züge eingestellt zu werden. Und zwar nicht etwa bloß des Abends, zur Feierabendzeit! Sondern ganz ebenso auch des Morgens, wenn zur Arbeit gefahren wird! Die Leute nützen sich beglücken, daß auch des Morgens dasselbe Gedränge sei, sie oft zu managen in einem Coupe zusammengekrängt seien und ihre Beschwerden nichts helfen. „Ja, hieß es, bringen Sie die Sache doch mal ordentlich zur Sprache. Wenn wir uns auch beklagen, das hilft doch nichts.“ Nun so sei denn hiermit dieser arge, tagtäglich zur bestimmten Zeit sich wiederholende Uebelstand öffentlich zur Kenntnis gebracht. Hoffentlich hilft es!

Als Geschenk des Kaisers wird demnächst ein kostbares Erzeugniß der deutschen Kunstindustrie die Reise nach Hinterindien angetreten. Es ist eine prächtige, in edler Bronze hergestellte Verkleinerung des Berliner Kurfirstenbenediktals aus der bekannten Bildgießerei von H. Gladenbe u. Sohn für Soudatisch Schauffa Ghaladonfon, den obersten König von Siam.

„Vater Bauwau“, der älteste Bewohner der Mäcker, früheren Bionierstraße, und der älteste Veteran Berlins aus den Befreiungskriegen, ist am Donnerstag Abend, 94 Jahre alt, zur großen Arme versammelt worden. Sein einstiges Schicksal Nr. 61 fiel jedem in den Jahren der modernen Wohnpaläste auf. Dasselbe wird nun nicht mehr lange stehen; sein Besitzer hatte es schon bei Lebzeiten an seinen Nachbar, einen Maurermeister, verkauft. Der alte Herr hatte schon in der Rheinbund-Armee unter Napoleon gedient, war dann in preussische Gefangenschaft gerathen und 1813 freiwillig gegen Napoleon marschirt. Bis zuletzt war er noch tüchtig, so daß er seine 60jährige Haushälterin pflegen konnte. Mit dem Hühner in der Hand sah man ihn in seinem weiten Mantel aus der guten alten Zeit zum Einkauf nach der Markthalle wandern, und im Hochsommer wartete er seine Rosen in seinem Garten, deren Pflege er wie ein Gärtner fähig und verständig handhabte. Ein sanfter Tod hat den alten Herrn von dieser Erde abgerufen.

Von einem empfindlichen Verlust ist der Circus Krenbier betroffen worden. Die Schulleiterin Hedwig Brose war gestern Vormittag gerade dabei, den arabischen Wellstich-Fuchshengst Ben-Zarif, ein sehr edles und feuriges Thier, in der Manege übungswiese zu reiten, als der Hengst plötzlich unter ihr zusammenbrach und nach einigen Zuckungen verendete. Nur durch das schnelle Eingreifen eines Stallmeisters entging die junge Dame der Gefahr, unter das Pferd zu geraten und arg verletzt zu werden.

„Die lustigen Heidelberger“ werden heute zum ersten Male wieder ihren Sitz im Circus Reng feiern. Die ihnen zu Ehren angelegte Gala-Vorstellung enthält in ihrem übrigen Theile effektvolle Nummern.

Vorgestern Abend entdeckte ein den Bahndamm der Hamburger Bahn abspatzenreißender Beamter auf der Strecke zwischen Charlottenburg und Spandauer See die schrecklich verfallene Leiche eines jungen, gutgekleideten Mannes zwischen den Schienen liegen. Der Todte mußte sich offenbar in selbstmörderischer Absicht auf die Schienen geworfen haben. Auf bei denselben vorgefundenen Papieren ergab sich, daß er ein Student Namens Westmolt sei, in Berlin bei der Schwanenstraße bei seiner Mutter wohnhaft. In einem Briefe an letztere bittet er um Verzeihung wegen des vielen Kummer, welchen er ihr bereitet. Noch am gestrigen Tage

lag die Leiche, nothdürftig verdeckt, auf dem Fußwege des genannten Bahndammes.

Wie bereits von den Zeitungen gemeldet wird, hatte sich dieser Tage eine größere Zigeunerbande in der Nähe Berlins gezeigt. Es sind dieselben Zigeuner, welche schon am vorigen Dienstag auf dem ersten diesjährigen Pferdemarkt in Charlottenburg großes Aufsehen erregten. Dieselben haben dort lebhaften Pferdehandel getrieben. Die Zigeuner waren, wie uns gemeldet wird, mit reichlichen Geldmitteln versehen und haben gegen vierzig Pferde erstanden. Die braunen Burichen haben unseren gewöhnlichen Pferdehändlern etwas zu raten aufgegeben und stellten sich als sehr schlaue Kauftücher heraus.

Eine schlimme Stunde in seinem Leben hatte gestern Mittag der Vieh-Kommissionär Paul B. zu verzeichnen. Derselbe hatte von außerhalb eine Herde Ochsen gesandt erhalten und dieselben mustern ging Herr B. in seinen Stallungen umher. So war derselbe auch an einen Versuch gekommen, in welchem ein tieferer Dulle stand, der ihm nicht genügend gefestigt schien. Er ließ deshalb, um den Stier noch fester zu binden, den an einen eisernen Ring gebundenen Strick; diesen Moment benutzend riß sich das Thier mit einem plötzlichen Ruck los und stürzte mit geknickten Hörnern auf Herrn B. los. Derselbe, die Gefahr wohl erkennend, sprang auf die Knie und schlang sich von da aus als gewandter Turner blitzschnell auf die Knie. Oben angekommen sah er den Stier sich auf den Hinterfüßen erheben, dicht vor sich stehen und verzweifelte Versuche machend Herrn B. auf den Schenkeln aufzusitzen. Nur wenige Zoll trennten ihn von den gefährlichen Klauen des Stieres, der in seinem Beginnen, sich seines Feindes zu bemächtigen, nicht nachließ. Ws. Lage war eine sehr kritische; es war gerade Mittag und seine Treiber waren zum Theil vergangen. Wohl dreiviertel Stunden mußte er in dieser Lage verbleiben, bis seine Leute zurückkehrten. Auch jetzt noch hat das Eingreifen des wüthenden Bullen viel Gefahr und die Hunde mußten auf denselben gehetzt werden. Endlich gelang es, denselben zu fesseln und Herr B. konnte seine gefährliche Lage auf der Knie verlassen.

Kunst- und literarische Nachrichten.

R. W. Man schreibt uns aus Dresden: Der ehemalige Liebhaber der Londoner Theaterfreunde, Mrs. Bandmann-Balmer, hat ihren Wohnsitz von Wiesbaden nach Dresden verlegt und während des letzten Winters die hiesige englische und amerikanische Kolonie, wie auch manche deutsche Kreise Dresdens, in verschiedenster Weise durch ihre Kunstleistungen beschäftigt. Da sie der deutschen Sprache mächtig ist, so konnte sie es wagen, eine ihrer früheren Glanzrollen in der zu diesem Zweck auf dem Residenztheater veranstalteten Aufführung von Scheridan's „Esterschule“ deutsch zu spielen, und vor einigen Abenden sprach sie die Nachtwandler-Rolle der Lady Macbeth in einer Hotel de Saxe-Souire ebenfalls deutsch. Unter den übrigen, sämtlich englischen Nummern dieses „recitals“ boten die humoristischen von Habberton, Solmes und Cover sehr belustigende Proben aus ihres komischen Talents, so daß der Umfang ihrer Begabung nach dieser wie nach der tragischen Seite durch diese Souire wie schon durch die früheren Regitationsabende im Unionhotel auf Anziehendes zu Tage trat. Die Königin Carola war zugegen und blieb bis zum Schluß.

Von dem königlichen Kunstgewerbe-Museum ist der „Führer durch die Sammlung“ in Nummer 7. Auflage ausgegeben worden. Gegen die früheren ist diese Auflage dadurch verändert, daß, nach Freiwerden des unteren, früher der Schliemann-Sammlung eingeräumten Saales, die Denkmäler hierher übertragen und in eine geschlossene historische Folge gebracht werden konnte. Ferner ist dem Führer beigegeben ein Nachweis kunstgewerblicher Arbeiten in königlichen oder öffentlichem Besitz in Berlin außerhalb des Kunstgewerbe-Museums.

Die jugendliche, belai Musikant des Opernhauses so beliebte Altistin Fräulein Johanna von Ghilany hat einen längeren Urlaub zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit erhalten, sie wird von Merri an der Riviera, wo sie die nächsten Monate zubringen gedankt, hoffentlich noch im Laufe der gegenwärtigen Saison neu gekräftigt in unsere Mitte zurückkehren. — Herr Professor E. H. Schick, der zu Ostern in das Lehrpersonal des Sternischen Konservatoriums eintritt, beabsichtigt dort im Laufe des Sommersemesters zehn öffentliche, durch Demonstration am Klavier erläuterte Vorlesungen über Aufführung und Vortrag zu halten. — Die amerikanische Violonistin Fräulein Madge Wigham, die jüngst vom Herzog von Gotha durch die Verleihung der Medaille für Verdienste um Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet worden, giebt Sonnabend den 19. März ein Konzert in der Singakademie. Ihr Programm verheißt u. a. das Epische Konzert in Form einer Gesangsfeier und Beethoven's G-dur-Romane. Man wird sich entsinnen, daß sie vor einigen Monaten im Opernhause aufgetreten, aber wegen einer plötzlichen Ohnmacht ihre kaum begonnenen Vorträge abbrechen mußte.

Im Stadttheater findet heute die erste Aufführung des mit Spannung erwarteten Schauspiel: „Ein Volksfeind“ von Henrik Ibsen zum Beiten des Pearson- und Unterstützungsfonds der „Berliner Presse“ statt.

Felix Schmehlhofer beendet schon am 18. d. M. sein Saisonkonzertspiel am Wallnertheater. Kontraktliche Verpflichtungen rufen den genialen Künstler zunächst nach Dresden. Alle Bemühungen der Direktion, den Vertrag Schmehlhofers zu verlängern, scheiterten. Mit dem Scheiden des gefeierten Gastes muß auch das Raffinist des Wallnertheaters „Unser Doktor“ schon am 18. März vom Repertoire verschwinden.

Am nächsten Dienstag, den 8. d., gehen die Kisten „Spottvogel“, das Jug- und Repertoirestück des Centraltheaters, bereits zum 75. Male in Scene. Der Besuch der Woffe ist andauernd gut.

Wenn ich dies herrliche, einzige Geschöpf besitzen dürfte, wäre ich der glücklichste Sterbliche.

Das ist die alte Lebensart, die vielleicht schon Jacob gebraucht hat, als er seine Rachel sah, entgegnete Grasberg und strich dabei lächelnd die Wache seiner Cigarette an dem kleinen eisernen Zündholzständer ab.

Sie entspricht nur der Wahrheit, leider darf ich das überhaupt nicht hoffen. Ein reicher Amerikaner wird seine Tochter nicht einem armen Maler geben. Ja, wenn ich berüchtigt wäre, dann —

Der junge Dichter machte mit seiner Cigarette jene Bewegung, mit der man im Süden eine Verneinung andeutet und sagte lebhafter als bisher: „Du kennst Du Deine Bedrückt; sobald sie erst weiß, daß Du sie ernsthaft liebst und sie zu Deiner Gattin machen willst, wird sie nach nichts weiter fragen und Dich heirathen, gleichviel, ob mit oder ohne Erlaubnis ihres Vaters.“

„Du hältst sie einer solchen Liebe für fähig?“

„Keine Frage!“ entgegnete Grasberg mit großer Entschiedenheit: „Gerade weil sie eine äußerlich so kühle Natur, ist ihr Herz durch nichts mehr zu erschüttern, sobald es einmal für einen geliebten Menschen heimlich glüht.“

„Möchtest Du Recht haben“, sagte der Maler und blickte nach einer Weile grübelnd vor sich hin; plötzlich kam sein jangmüthiges Temperament wieder zum Durchbruch und den Kopf erhebend, setzte er mit einem glücklichen Aufschrei hinzu: „Ja, Du mußt Recht haben und ich werde die erste, beste Gelegenheit beim Schopf ergreifen und eine Entschcheidung herbeiführen, denn dies „himmelhochjauchzend, zum Tode betrübt sein“ halte ich nicht länger aus, es bringt mich ganz herunter.“

„Du hast schon blasse Wangen bekommen.“

„Ach, Geribert, Du hast freilich gut spotten! Denkst

Du nicht daß ich gesehen habe, wie reich Du hier von Deinem Liebesleid geheilt worden? Aber ich will es jetzt nur gestehen, das hast Du zum Theil mir zu verdanken.“

Grasberg, der sich bisher so ruhig überlegen gezeigt hatte, machte plötzlich große Augen und sah Himborn verwundert an. „Ja, ich war aus reiner Freundschaft für Dich indiskret genug, den Damen von Deiner unglücklichen Liebe zu erzählen, ich wußte, daß ich damit das lebhafteste Interesse für Dich wecken und Dir nun schon um deshalb Lillies Theilnahme zufallen würde und von der Theilnahme bis zur Liebe ist nicht mehr weit.“

Der Dichter kannte seinen Freund genau und schätzte seine vielen trefflichen Eigenschaften, aber er wußte auch, daß May die Schwäche besaß, sein Geheimniß behalten zu können; er wußte es in seiner offenen, unthätigen Weise auszusprechen, deshalb drohte er ihm nur gutmüthig lächelnd mit dem Finger, indem er entgegnete: „Und aus denselben Grunde hast Du wohl auch mein heimliches Poetenthum verrathen?“

Der Maler suchte die Zeichen seiner ohnehin nicht großen Verlegenheit hinter einem lustigen Aufschrei zu verbergen: „Ganz recht, aber woher weißt Du denn, daß ich Dich als Dichter denunziert habe? Man hat mir doch feierlich das größte Stillschweigen gelobt. Das kann nur Lillie ausgeplaudert haben und von der hätte ich es am wenigsten erwartet.“

„Nein, Du thust ihr Unrecht“, und Grasberg erzählte den Vorfall mit dem Buche, der zur Entdeckung geführt hatte.

„Sie hat mir aber schon vor acht Tagen mein Exemplar wohl erhalten zurückgegeben!“ rief Himborn aus.

„Ich mußte ihr ein anderes schaffen, weil sie zu gewissenhaft war, um Dich um Dein Eigenthum zu bringen.“

„Und was ist aus dem verunglückten Büchlein geworden?“

„Sie hat es behalten.“

„Ach!“ machte der Maler und sah dabei den Freund mit einem Blick an, der noch weit mehr sagte, wie dieser Ausruf.

„Du irrst Dich“, entgegnete der Dichter und blies den Rauch seiner Cigarette so gleichmüthig wie bisher vor sich hin. „Wir sind gute Freunde geblieben, nichts weiter.“

„Nichts weiter!“ wiederholte Himborn erstaunt.

Der Andere nickte zustimmend mit dem Kopfe.

„Ich glaube, Du lütest an derselben unheilbaren Krankheit wie ich und würdest auch keinen fehnlicheren Wunsch kennen, als die Schmeißer Bedrückt auf immer zu besitzen.“

„Ich will Dir ehrlich gestehen, die Kleine ist mir nicht völlig gleichgültig; aber da ich weiß, daß ein solches Gefühl sich schon oft in mir wieder abgelöst hat, so kann ich die Geschichte nicht ernsthafter nehmen, als all die andern vorher.“

„Solltest Du Dich diesmal nicht irren? Lillie wäre eine Frau, wie für Dich geschaffen.“

Grasberg stieß ein kurzes Lachen aus: „Willst Du mich gern in den Käfig setzen, nach dem Du ein heißes Verlangen trägst? Deine zukünftige Schwägerin und ich, wir machen den interessantesten Versuch, ob wir nicht Beide harmlos mit einander bis an's Ende verkehren können, ohne in ein stürmisches Gewässer verjchlagen zu werden.“

(Fortsetzung folgt.)

Fabrungen auf Kaufmännischem Gebiete zur Setze stehen, unser
Brennen, wie bisher, würdig im deutschen Reichstage vertreten haben
würde. (Lebhafter Beifall.) W. H! Ich bin ermächtigt, seitens der
Handelskammer zu erklären, und bin überzeugt, dieses auch Namens
der ganzen Kaufmannschaft Bremens thun zu dürfen, daß Herr
Konsul H. v. Meier nach wie vor unser Vertranensmann ist.
(Lebhafter Beifall.) Gleichzeitig möchte ich aber Namens der
Bremser Handelskammer Ihnen vorbringen, die Gelegenheit zu er-
greifen und Herrn Konsul Meier für sein gegenwärtiges Wirken im
Interesse unserer Vaterstadt, welches sich nunmehr fast über ein
halbes Jahrhundert erstreckt, den herzlichsten Dank abzugeben.
Ich ersuche Sie, diesen Danke Ausdruck zu geben durch ein don-
nerndes Hoch auf H. v. Meier!¹⁴

Sie dieses Hoch stimmte die Kaufmannschaft mit nicht enden-
wollenden Klusen ein.

In dieseß Hoch stimmte die Kaufmannschaft mit nicht enden
wollenden Klufen ein.

Wingdöburg, 3. März. Die Zahl der bei dem geistlichen
Straßenauflauf in der Kaiserstraße verhafteten Personen beträgt 37.
Dosen, 3. März. Die „Kosener Zig.“ schreibt: Der hoch-
betagte Stadtrath D. v. Ghebowski hieselbst, einer der wenigen
beschlusfähigen Respekturten in unserer Stadt, welcher Mitglied des
Kirchenvorstandes der evangelischen St. Petri-Gemeinde war, hat,
nachdem er vor längerer Zeit erkrankt war, in der Nacht vom
1. zum 2. d. M., wie der „Goslarer Blatt.“ sagt, aus eigenem
Antriebe die Erbsöhnen eines katholischen Geistlichen
verlangt und ist dann am 2. d. M. früh Morgens
durch den Preß-Beichtvater (an der St. Marienkirche)
in den Schoß der römisch-katholischen Kirche aufgenommen worden.
Wer die Ueberzeugungsanstreng, mit der Stadtrath v. Ghebowski an
den reformirten Glauben hing, kennt, wird die Nothwendigkeit an
diesem Uebertritt kaum glaublich finden; doch muß und dieselbe
auch von anderer, ganz zuverlässiger Seite bestätigt.
Der Uebertritt ist ganz plötzlich erfolgt; denn noch am 1. d. Mts. hatte er
einen hiesigen evangelischen Geistlichen ersuchen lassen, ihn am Tage
darauf zum Abendmahl zu reichen; als dieser Geistliche erschien, war
aber die Konversion bereits erfolgt!

2. Sitzung vom 4. März.

[illegible]

nete der Wahl enthalten. Abgegeben sind 285 Zettel, darunter
 unbeschriebenen 99. Die absolute Majorität beträgt 94. Es haben
 Stimmen erhalten der Abg. v. Wedell-Biesdorf 184, der Abg. Dr.
 Wülfelsdorf 2. Der Abg. v. Wedell-Biesdorf ist also gewählt. Ich
 habe die Angelegenheit dem Herrn zu richten, ob er die Wahl annimmt.
 Abg. von Wedell-Biesdorf: Ich nehme die Wahl, durch
 welche ich für die nächsten 4 Wochen zum Präsidenten des Reichstages
 berufen bin, hiermit an. Für den Beweis des erbreuenden Ver-
 trauens, den Sie mir durch diese Wahl gegeben haben, sage ich
 meinen vorläufigen Dank. Ich werde alles aufbieten was in meinen
 Kräften steht, mich dieses Vertrauens würdig zu erweisen. Ich bitte Sie
 nur dabei, mir Ihre wohlwollende Unterstützung zu gewähren und ich
 bitte Sie zugleich um Ihre Nachsicht, wenn es mir nicht immer gelingen
 sollte, Ihnen gerechten Ansprüchen zu genügen. Mit dieser doppelten
 Bitte, übernehme ich das Präsidium des Hauses. (Präsident von
 Wedell-Biesdorf übernimmt hierauf den Vorsitz und führt fort.)
 Die gegenwärtige Legislaturperiode ist die dritte, in welcher es
 dem Reichstag vergönnt gewesen ist, seine Arbeiten unter Leitung
 des hochverehrten Herrn Abg. Grafen Moltke zu beginnen. Ich
 weiß, daß ich in Ihrer Aller Mienen spreche, wenn ich für die auf-
 merkende Hingebung, mit welcher der Herr Abgeordnete sich dieser
 Hüberwaltung unterzogen hat und für die Ehre, die er dadurch
 dem Reichstage erwiesen hat, (Beifall rechts und bei den National-
 Liberalen), dem Abg. Grafen Moltke unseren herzlichsten Dank sage.
 (Beifall.) Ich bitte Sie, sich zum Zeichen dessen von Ihren Plätzen
 zu erheben. (Die Mitglieder des Hauses, mit Ausnahme des Abg.
 Singer (Soz. Dem.) erheben sich.)

Bremen, 3. März. Die bereits erwähnte Ansprache d.

Bei der Wahl zum erste Vice-Präsidenten werden ab-
geachtet 282 Zettel, darunter 3 weiße: von den 279 gültigen
Wahlzetteln tragen 172 den Namen des Hsg. Dr. Wnhl (nat.-lib.),
107 die des Hsg. Krbn. von u. zu Fraudenstein (Centrum).

Präsident v. Adell: Der Abg. Wahl ist nicht zum ersten
Vizepräsidenten des Reichstages gewählt. (Beifall rechts und
der Nationalisliberalen.) Ich frage ihn, ob er die Wahl annimmt.
Abg. Dr. Wahl: Ich nehme Ihre Wahl dankend an; ich
werde mich nach besten Kräften bemühen, das mir geschenkte Ver-
trauen zu rechtfertigen. Als Kienling in dieser verkehrten
Stellung, die Sie mir übertragen haben, bitte ich Sie nur ganz
besonders um Ihre Nachsicht und gütige Unterstützung. (Beifall
rechts.)

gegeben sind 267 Bettel, davon unbeschrieben 94, mithin sind 173
Bettel gültig. Davon lauten 172 auf den Abg. Hr. v. Hert
Fortsetzung im ersten Beiblatt.

Ayuntamiento de Madrid

